

Maxi Obexer

Die längste Liebesgeschichte der Menschheit

Ein kleines Kalb springt und trabt mir über die Wiese entgegen, es ist offenbar in Spiellaune. Mit vorgestrecktem Hals hebt es seine Nase über das flirrende, mit Strom geladene Grenzband, das uns voneinander trennt. Schnuppernd atmet es meinen Geruch ein und wieder aus. Wir sehen einander zum ersten Mal. Dennoch ist es nicht so, als würden sich fremde Wesen ansehen. Es gibt im Anblicken eine Spur Vertrautheit – in dieser Neugier, aufeinanderzutreffen als zwei, die sich noch nicht kennen. Mit seiner boxhandschuhgroßen Schnauze schubst es sanft gegen meine Schulter, als wären wir alte Bekannte. Es berührt mich – und es trifft mich zugleich. Als ich weitergehe, dreht es sich um und stakst davon. Ganz so, als würden wir uns wie selbstverständlich am nächsten Tag wiedersehen. Der Moment ging mir nach. Nichts war ungewöhnlich an dieser Begegnung eines Tieres mit einem Menschen. Wir hatten unsere Freude daran, es belustigte uns. Meine tapsende Handfläche, sein zuckendes Ohr, seine auf mich schielenden Augen, die Stille in dieser Begegnung. Als wärs ganz natürlich und ganz vertraut. Und da war noch was: Es war, als stupste das Kalb an eine Verbindlichkeit, von der ich wusste, dass sie bestand, und auch, dass ich sie nicht einhalten konnte. Nur ich wusste, dass die Berührung, zu der es mich aufgefordert hatte, die Nähe, die sich sofort herstellte, keine verlässliche war und nicht von Dauer. Morgen schon konnte es sein, dass wir uns nicht wiedersahen. Morgen schon konnte es sein, dass das Feld leer war.

Ich habe mich zuvor nie gefragt, wie es zu dieser Vertrautheit kam, die so selbstverständlich wirkt und so natürlich. Ja, was überhaupt daran «natürlich» war, frage ich jetzt. Würde mir ein Hirschkalb über eine Wiese hinweg entgegenspringen, müsste ich annehmen, dass mit dem Tier etwas nicht stimmt. War es nicht das kleine Kalb, das mich daran erinnert hat? Die Vertrautheit rührte an eine gemeinsame Geschichte, die damit begann, dass unsere Vorfahren, Menschen und Tiere, sich aufeinander eingelassen haben, auf ein Zusammenspiel zweier verschiedener Gattungen mit dem, was sie einander geben und bereitstellen konnten. Einer Geschichte, die spätestens mit unserer Sesshaftigkeit begann, also vor rund zwölftausend Jahren. Beide traten sie über die Schwelle hin zu einer gemeinsamen Behausung, teilten fortan den Tag, den Alltag, die Jahre und den Wechsel der Jahreszeiten. Eine Geschichte, in der soziale und kognitive Fähigkeiten verlangt und entwickelt wurden, die sie verändert und geformt haben. Sie haben sich gegenseitig gezähmt, nicht nur im Sinne der gewaltvollen Züchtigung, sondern auch im Sinne von Antoine de Saint-Exupéry, der in *Der kleine Prinz* den Fuchs sagen lässt: «Zähmen. Es bedeutet, sich vertraut machen.»¹

Eine solche Geschichte wird allerdings nicht erzählt. Die Menschen teilen ihre Menschheitsgeschichte nicht mit Tieren. Zwar kommen Tiere vor, aber nicht im Sinne eines gegenseitigen Interagierens, das für beide Arten prägend ist.² Viel eher wird eine Menschheitsgeschichte erzählt, die von den Tieren wegführt, die sich vom «Tier» emanzipiert. Das Selbstverständnis des Menschen erzählt sich über die scharfe Unterscheidung und Abgrenzung von den Tieren. Und schließlich müsste auch über die Haustiere eine neue, eine andere Geschichte erzählt werden, eine Migrationsgeschichte, die in der ersten Nacht unter einem gemeinsamen Dach begann. Die beschreibt, dass die Tiere neue Fähigkeiten und Kompetenzen mit uns entwickelt haben. Dass sie andere wurden. Dass zu ihrer Verwandtschaft mit wild lebenden Vorfahren eine weitere hinzukam: die Abstammung von uns. Aber so ist es nicht. Wir nehmen Tiere als die Naturwesen wahr, die so, wie sie sind, schon immer waren. Ganz unabhängig davon, ob es wild lebende Tiere sind oder Tiere, die seit Menschengedenken bei uns oder mit uns leben. Sie gelten als «Naturwesen», Menschen gelten als «Kulturwesen». Diese Aufspaltung hält uns leicht davon ab, zu sehen, was sie uns entgegenbringen, was sie mit uns teilen und was wir mit ihnen gemeinsam haben. Während wir gleichzeitig und in vollen Zügen entgegennehmen, was sie uns bereitstellen. Als würden wir nur nehmen – wo uns gegeben wird.

Im Morgenrauen entdeckte ich ein frisch geborenes Kalb auf einer Almwiese und verständigte den Bauern. Während die Mutterkuh mir mit einem Blick deutlich machte, dass ich mich fernhalten möge, beobachtete ich, wie der Bauer sich ihr näherte; sie hob ihren Kopf, als habe sie auf ihn gewartet. Sie schnupperte in seine Achsel hinein, er tätschelte ihren Hals. Dann ging die Kuh zu den anderen und schloss sich der Herde an. Der Bauer hockte sich zum Kalb und übernahm den Schutz für das Neugeborene. Das hob sich zuerst auf die Knie, kam dann auf vorgestreckten Vorderbeinen zum Stehen, schob den hinteren Körper nach und stand kurz da wie ein Bauertisch, bis es die ersten Schritte machte. Langsam begleitete der Bauer es zur Herde, wo es von den anderen Kälbern beschnuppert wurde. Wenig später standen alle in einer Gruppe zusammen: das neugeborene Kalb unter dem Muttertier, acht weitere Rinder daneben, der Bauer.

Etwas wollte nie ganz zur Sprache finden, was doch so sichtbar ist, das gegenseitige, soziale Interagieren, an dem beide beteiligt sind, Menschen wie Tiere. Stattdessen kommen gerade «Haustiere», oder «Nutztiere», oder auch »Gebrauchstiere« gegenüber den frei lebenden besonders schlecht weg. Immanuel Kant unterscheidet zwischen dem Tier und dem «Vieh-Werden» des gezähmten Haustieres. Zwar spricht er auch dem wilden Tier als vernunftlosem Wesen, das keinen bewussten Selbstbezug herzustellen vermag, Subjektivität ab.³ Doch mit der Domestizierung habe es darüber hinaus seinen autonomen Selbstzweck

eingebüßt, seinen inneren Wert. Damit auch seine Würde. Womit auch ein verhandelbarer Marktpreis gerechtfertigt sei.⁴

«Haustiere» werden gehalten wie ursprünglich die «Hausfrauen». Der Eintrag «Haustiere» in Wikipedia geht auf diese Ähnlichkeit und die offensichtliche Gleichsetzung in der Sprache nicht ein. Stattdessen aber wird eine Parallele zwischen Haustieren und Pflanzen nahegelegt, wobei die Kultivierung den Pflanzen zugesprochen wird, nicht den Tieren: »Wildtiere werden durch Domestikation zu Haustieren, Wildpflanzen werden zu Kulturpflanzen.«

In beiden Fällen steht das Subjekt fest, der Mensch. Und fest steht auch, dass es in unserer Wahrnehmung der Tiere nur ein Subjekt geben darf, nicht zwei. Zwei Subjekte, die einander anschauen. Das Haustier wurde von einem wilden zu einem gezüchteten Wesen umgeformt, wobei ihm alles Wilde und wesenhaft «Eigene» ausgetrieben wurde. So ließe sich die gängige Ansicht wiedergeben. Nichts aber von dem, was sich die Tiere stattdessen angeeignet haben, wurde an die Stelle des Wilden gerückt. Sie bleiben auf ein Wesen zurückverwiesen, das sie nicht mehr sind. Auf eine Leerstelle. Als seien Haustiere das Nichts vom Ganzen.

Dieses Nichts ist ein Graben, der bis heute ungefüllt ist, ganz so, als würden wir über etwas hinwegsehen, das sich vor unseren Augen abspielt: ein eingespieltes Handeln zwischen Tieren und Menschen. Als würden wir die Tiere nicht sehen, zu deren Besonderheit es gehört, dass sie es mit uns aufgenommen haben. Es ist nicht übertrieben, von Partnerschaften zu sprechen. Auch nicht von einer Liebesbeziehung, vielleicht der längsten überhaupt; einer ebenso geglückten wie geleugneten.

Ein anderes Mal stand ich als stille Zeugin im Winkel eines Stalls und sah einer Kuh beim Kalben zu. Zwei Bauern unterstützten sie. Einer der Männer führte seinen Arm in die Scheide der Kuh und schnürte ein Seil um die weißen Klauen des Kalbs. Während die Bauern es langsam aus ihr herauszogen, sah ich den Blick der Kuh. Ihre großen dunklen Augen waren eine stille und ernste Aufforderung, ihr zu helfen. Sie vertraute sich den beiden Menschen an. Vertraute ihnen das Neugeborene an, das von ihnen mit Stroh abgerieben und massiert wurde, bevor sie es ihr übergaben und sie es trockenleckte. Ich sah den Bauern die Erleichterung an. Und auch Ehrfurcht sah ich in ihren Gesichtern, als sie sich hinhockten, sich den Schweiß von der Stirn wischten und dem neuen Leben zusahen.

Eine Kuh, die im Stall kalbt, muss damit rechnen, dass ihr geholfen wird. Man könnte auch sagen: Was bleibt ihr anderes übrig! Was bleibt den «Stallkühen» übrig, deren Körper nicht die Beweglichkeit, nicht die Motorik, nicht das angemessene Verhältnis zum heranwachsenden Fötus im Leib entwickeln können, als denen zu vertrauen, die ihren Körper weiter einschränken. Was bleibt Kühen übrig, deren Euter so groß gezüchtet werden, dass sie kaum noch gehen können, als zu vertrauen, dass ihnen geholfen wird? Die Grausamkeit von Züchtungen, das Leid, das den Tieren angetan wird, kann gar nicht oft genug angeklagt

werden. Und zu all dem Unrecht, das zu benennen ist, gibt es den Verrat an einer Verabredung, die die Tiere mit uns Menschen trafen, als sie sich auf eine gemeinsame Geschichte mit uns einließen.

Ich möchte dennoch nicht über den Blick der Kuh hinwegsehen, die jeden Griff der Bauern verfolgte, denn er hält ein viel tieferes Geheimnis für uns bereit. Kühe vermögen, über ein schier unerschütterliches Maß hinaus, Dinge zu ertragen, die in unseren Augen unerträglich sind. Sie hören dennoch nicht auf, zu vertrauen. Sie hören dennoch nicht auf, sanftmütig zu sein. Es ist eine Fähigkeit, die unsere menschliche Vorstellungskraft übersteigen mag. In ihr bewahrt sich die beharrliche Erinnerung an diese Verabredung und daran, dass wir Menschen den Teil der Verantwortung zu übernehmen haben. Es ist Größe, was sie von uns einfordern, mit ihrem Blick, der sagt: Wir kennen euch. Wir sind uns nicht fremd. Wir kennen uns seit Jahrtausenden. Wir wissen, was möglich ist.

Es ist eine andere Frage, ob wir dem gerecht werden. Ob wir die Größe besitzen, den Tieren in die Augen zu schauen. Tiere haben keine Scheu, uns anzublicken. Das ist das Erste, das ein Tier tut, sofern es nicht durch Gewalt oder Dressur verbogen wurde, es sucht den Augenkontakt, ob es ein freies oder ein Haustier ist: es schaut uns an. Schaut uns an als andere, die wir sind, und schaut uns an als gleiche, die wir ebenso sind. Wir treffen auf etwas Gleiches, wir spüren es. Wir wissen es.

Nastassja Martin beschreibt in ihrem Buch *An das Wilde glauben* den Blickkontakt mit einem frei lebenden Bären. Sie wechselt die Perspektive, beschreibt, was der Bär in ihrem Gesicht erblickt, in dem einen Moment, da die Grenze zwischen ihren beiden Welten mit einem Mal weit geöffnet ist: «Das, was unter dem Gesicht liegt, der menschliche Anteil der Tiere, ist das, was mein Bär in meinen Augen gesehen hat. Seinen menschlichen Anteil; das Gesicht unter seinem Gesicht.»⁵

Wenn uns junge Katzen entgegengapsen, die Augen kaum geöffnet, tun sie das nicht blind. Sie kennen offenbar dieses menschliche Tier, das ihnen die Hand hinhält. Wir sind keine unbekanntes Wesen für sie. Sie kennen uns. Wie sie auch die Fliegen kennen, die sie, ohne dass es ihnen beigebracht wurde, fangen können. Sie locken sie mit tiefkehligen, melodischen Lauten, gurrend, singend. Fahren blitzschnell ihre Pfote aus, patschen sie auf den Boden und wissen, wie sie das Spiel ausdehnen können, wie sie die Fliege zum Kreisen bringen. Sie wissen auch, wie sie uns verführen können. Es gilt als erwiesen, dass das Miauen der Katzen speziell für uns Menschen entwickelt wurde.

Unser Blick auf die Katze, die sich um unsere Beine schmiegt, die sich ganz ungeniert in unsere Achselhöhle legt und dort einschläft, ist bewundernd. Wir bewundern etwas, das wir wie Vertraute entgegennehmen und auch zu erwidern wissen. Wir vergraben unsere Hand in ihr Fell, kraulen sie, wissen offenbar, wie wir sie zum Schnurren bringen. Es sieht ganz danach aus, als wüsste die Katze nicht nur von uns, sondern auch wir von ihr.

Katzen müssen so einiges über uns wissen. Sie erleben uns allein, sie erleben uns mit anderen. Sie sehen uns nackt, schlafend, im Bett, beim Duschen. Sie erfahren die intimsten Dinge von uns. Sie verbringen ihr Leben mit Menschen, teilen ihre individuelle Lebensgeschichte mit uns. Und teilen eine gemeinsame stammesgeschichtliche Vergangenheit. In jeder individuellen Lebensgeschichte ist ein Wissen von mehreren Tausenden Jahren verborgen. Und in jeder neuen Begegnung mit einem Menschen ist alles möglich.

Vielleicht sind wir Menschen aus der Sicht von Katzen oder überhaupt von Tieren diese speziellen Tiere, mit denen grundsätzlich alles möglich ist: die innigste Vertrautheit ebenso wie der Tritt in den Hintern oder auch die tödliche Gefahr. Vielleicht erklärt dies die stets wachsame und abwägende Scheu in der Zutraulichkeit, mit der sich Katzen uns nähern. Und vielleicht erklärt dies auch den Fluchtimpuls, der allen Wildtieren eigen ist, wenn sie Menschen wittern: Auch sie kennen uns, sie kennen uns als Jäger. Tiere betrachten uns. Jedes Tier und jede Art auf ihre Weise. Welchen Reim sie sich auf uns machen, erzählen uns auch ihre Körper.

Es ist noch nicht so lange her, dass Tieren ein Bewusstsein grundsätzlich abgesprochen wurde. Inzwischen sollte es für uns vorstellbar sein, dass Tiere, die ihre Welt mit unserer teilen, nicht nur ein Bewusstsein von sich, sondern auch eines von uns besitzen. Nach Martha Nussbaum leben wir in einer Zeit «großen Erwachens, in der wir uns unserer Verwandtschaft mit einer Welt bemerkenswerter intelligenter Geschöpfe bewusst werden», so die Philosophin in ihrem Buch *Gerechtigkeit für Tiere*.⁶

Jacques Derrida fragt, was die Katze, die ihm täglich ins Bad folgt, wohl sehen mag an ihm, an einem nackten Menschen. Was sieht sie an ihm, an dem Tier, das er ja auch ist? Derrida gibt die Antwort in der Frage gleich mit. Sie sieht das Tier an ihm, das Tier, das ihm sonst verborgen bleibt und durch den Anblick der Katze sichtbar wird.⁷ Es mag ein Rätsel bleiben, was genau die Katze sieht. Und diese Besonderheit im Zusammensein mit Tieren bleibt immer präsent: Wir sind einander vertraut und sind uns doch ein Rätsel. Etwas sieht die Katze, von dem ich nicht vollständig wissen kann, was es ist. Dazu müsste ich mich in die Katze verwandeln können. Dasselbe gilt natürlich auch für die Katze. Sie müsste ich sein, um zu wissen, was in mir vorgeht: «Beim Nachdenken über Fledermäuse befinden wir uns im Großen und Ganzen in der gleichen Lage, in der sich intelligente Fledermäuse oder Marsmenschen bewegen, wenn sie versuchten, sich einen Begriff davon zu machen, wie es ist, *wir* zu sein», schreibt Thomas Nagel in *Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?*⁸ Thomas Nagels bedeutsamer Essay ist außerdem die vehemente Verteidigung der Möglichkeit, dass es zur subjektiven Wahrnehmung einer jeden Art noch eine weitere, kollektive Wahrnehmung gibt, beruhend auf gleichen Lebensräumen und Realitäten. Sie bilden einen gemeinsamen Bezugsrahmen, ein aufeinander bezogenes Handeln für alle darin lebenden Arten.

Tiere und Menschen machen sich verständlich – und sie tun es gerade über ihre Körper, in einem «zwischenmenschlichen», vielmehr in einem «zwischentierlichen» Handeln, das auf Gesten, auf Lauten, der Stimme und ihren unermesslich vielen Tonlagen aufbaut. Auf Berührungen und den vielen Formen des Berührens und des Berührtwerdens. Auf Übereinkünften im Tagesablauf und den darin eingebetteten körperlichen Bedürfnissen und Handlungen. In den oft stillen und schweigsamen Abläufen.

Das Wesen, das sich wohl am tiefsten in das menschliche Dasein hineingefuchst hat, ist der Hund. Er widmet uns einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit. Studiert uns, ohne je ein Ende einzuplanen. Kennt uns irgendwann so gut, dass er unsere Entscheidungen vorhersehen kann. Er bewegt sich sicher und selbständig an unserer Seite. Er führt und er lässt sich führen, in einem dynamischen Miteinandergehen, bei dem der beständige Wechsel in der Führung kaum auffällt. «Nur Hunde und Menschen kennen diesen sanften Rollentausch. Die Abwechslung von Dominanz ist die Grundlage ihrer Kooperation», so Vilmos Csányi in seinem Buch *Wenn Hunde sprechen könnten*.⁹ Diese außerordentliche Fähigkeit des Hundes, der sich wie kein anderes Wesen unserem Verhalten, unseren Lebensweisen und unseren Codes angeschmiegt hat, wird gerne abgewertet. Eine Sicht, wonach sein Verhalten nur «antrainiert» sei oder es sich beim Hund um ein inzwischen künstliches Wesen handle, übersieht das Entscheidende, nämlich den Hund selbst. Seine Bereitschaft, seine Freude, seinen Eifer in diesem Zusammenspiel. Auch hält sich hartnäckig die Auffassung, dass der Hund vom Wolf abstamme. Etliche Beobachtungen von Hunde-Verhaltensforschern widerlegen dies. Das soziale Verhalten von Wölfen und Hunden unterscheidet sich erheblich. Anders als bei Hunden beteiligen sich männliche Wölfe an der Aufzucht der Jungen. Wölfe jagen und erlegen ihre Beute. In der wohl längsten beruflichen Partnerschaft von Jäger und Jagdhund ist das Töten der Beute dem menschlichen Jäger vorbehalten. Das schlagende Argument für die Verschiedenheit beider Gattungen aber ist, dass sich Wölfe nicht zähmen lassen.¹⁰ Für den Hund dagegen scheint das Interagieren mit der menschlichen Gattung sein Element.

Der Hund ist, wie es Marlene Haushofer sagt, «menschensüchtig», in seiner Liebe dem Menschen rettungslos ergeben. Er bewundert uns für etwas, das wir sind, für etwas, das wir können. Wir bewundern ihn für etwas, das er ist und das er kann. Übertreffend ist er darin, maßlos hingebungsvoll zu sein und selbstlos – es hat ihm das Schimpfwort «hündisch» eingebracht – und zugleich doch ganz und gar er selbst, ein Hund.

Er ist in zwei Welten heimisch, ist gleichermaßen vertraut mit Menschen und mit Tieren. Beseelt und selbstvergessen riecht er ewig an einem Zweig, nimmt Botschaften auf, die mir verborgen bleiben. Kreist mit anderen Hunden um einen Laternenpfahl, den sie abwechselnd markieren. Eine konzentrierte und zugleich leichtfüßige Verhandlung, in die ich nicht einsteigen kann. Bei jedem Spaziergang zeigt sich, wie

sehr er mit anderen Hunden und Tieren in Verbindung steht und zugleich mit mir. Er ist beständiger Grenzgänger.

Als Arbeitstiere haben Hunde eine Reihe von Berufen im Zusammenspiel mit uns erlernt, die Vorgänge, in denen sie kompetent ihrer Arbeit nachgehen, haben ihre jeweiligen Arten zutiefst geprägt. Von «Rasse» zu sprechen, scheint mir auch bei Hunden problematisch. Ein Begriff, der nicht das soziale Zusammenspiel betont, sondern eine naturgegebene Bestimmung behauptet. Es ist ein gegenseitiges Anpassen. Wir haben uns an die Hunde und die jeweiligen Voraussetzungen ihrer Art angepasst, so wie sie sich uns angepasst haben. Was sie sind, sind sie mit uns geworden.

Wir benötigen inzwischen Ethologen um zu verstehen, warum der Hund ist, wie er ist und warum er sich auf eine ganz bestimmte Weise verhält. Ein russischer Barsoi, der es gewohnt war, sich nach der Jagd vor aristokratischen Kaminen edel und repräsentativ hinzusetzen, wird es auch vor dem Lebensmitteldiscounter und an der Seite eines Obdachlosen tun. Hunde erinnern sich an Kompetenzen, die sie mit Menschen erlernt haben, auch wenn wir nichts mehr von ihnen wissen.

An der Seite des Hundes wurde uns Einlass gewährt in eine Welt, in die wir ohne ihn nicht hineingelangt wären. Der wir doch auch angehören, sobald wir in ihr sind. Mit dem Schutz des Hundes an unserer Seite können wir auch heute der Sehnsucht nachgehen, über die von Menschen gesteckten Grenzen hinauszugelangen. Wir können verloren gehen und finden durch den Hund sicher wieder zurück.

Marlene Haushofer beschreibt in *Die Wand* die wahre, die heillose Einsamkeit ihrer Protagonistin erst ab dem Moment, da der Hund nicht mehr an ihrer Seite ist. Zwar ist die verzweifelte Ausgangssituation die der Abwesenheit von Menschen. Solange der Hund aber bei ihr ist, gibt es Trost. Gibt es die Möglichkeit einer Existenz. Die verliert ihren Boden in dem Moment, da der Hund getötet wird – von dem einzigen anderen Menschen, der sich mit der Protagonistin in der durch die Wand abgetrennten Zone aufhält.¹¹

Dass Menschen mit Tieren auf vielfache Weise verbunden sind, widerspricht einer Grundprämisse der westlichen Philosophie der Aufklärung, die sich hartnäckig hielt, auch wenn sie seither oft und ebenso hartnäckig widerlegt wurde, wie Hubert Dreyfus und Charles Taylor in *Die Wiedergewinnung des Realismus* beschreiben.¹² Beginnend mit Descartes verfestigte sich die Annahme, dass wir Menschen aufgrund unseres sprachlichen Bewusstseins nur vermittelt die Natur der äußeren Welt erfassen können: «In unserer Kultur ist ein gewaltiger Irrtum wirksam. Um es in einer prägnanten Formel zusammenzubringen, könnte man sagen, dass wir Erkennen als etwas Vermittlungsgebundenes (miss)verstehen. Dass wir die äußere Wirklichkeit durch innere Vorstellungen oder Repräsentationen erfassen.» Wir haben uns viel Einsamkeit mit dieser Sicht eingehandelt. Doch einsam sind wir nicht, weil wir uns von Tieren unterscheiden; einsam sind wir, wenn wir als Menschen irgendwann nur noch unter uns sind.

Wir haben Gefühle füreinander und sind emotional verbunden. Wir sind uns in vielem ähnlich. Haben wie die Tiere Körper, mit denen wir uns bewegen und fortbewegen, mit Sinnesorganen, die einen sozialen Raum des Handelns und Kommunizierens herstellen. Wir sind, wie sie, Tiere. Und wir teilen eine gemeinsame Geschichte von gewachsenen Beziehungen, in denen wir verlässlich bereitstellten, was wir jeweils einander bereitstellen konnten. Schutz, Nahrung, Sicherheit, um beim Elementarsten zu bleiben, und Trost. Bis es zum Töten kommt.

Immer wieder und immer wieder neu stoße ich hier an eine Grenze, an einen Schnitt, an eine Verletzung. Sie wird vorher schon zugefügt. Vor dem Töten wird der Schnitt gesetzt, und er wird ohne Beistand vollzogen. Etwas fehlt, was dazugehört, wenn wir vom würdigen Ende einer komplexen Beziehung sprechen, und nicht nur von einem willkürlichen Abbruch. Ich habe noch die Bilder im Kopf, wenn im Hof meiner Großeltern geschlachtet wurde. Es fehlte der Trost. Die Geste, die begleitet, die Abschied nimmt. Es fehlt der Blick, der dem Tier in die Augen sieht bis zum Schluss. Sie fehlt, wenn der Transporter kommt, um die Tiere abzuholen. Die Hände, die das Kalb vorher noch aufgezogen haben, sind dieselben Hände, die es jetzt in den Laster bugsieren. Hände, die hart sind, als hätten sie bereits das filetierte Tier vor sich. Dieselben Augen, die es heranwachsen sahen, sind jetzt stumpf. Es fehlt auch der Trost für die Muttertiere, für die ins Leere suchende Sau, für die Kuh, deren Brüllen nicht zu überhören ist. Den Tieren Trost zu geben, hieße, ihn auch uns zu gewähren.

Die Geschichte dieser Liebe ist auch eine Geschichte der Gewalt. Sie setzt schon vor dem Töten an. Vor dem Töten gibt es den abrupten Abbruch, die willkürliche Trennung, die Leugnung, als hätte es nie eine Verbindung gegeben. Es ist auch die Geschichte eines Verrats an jedem einzelnen Tier und an der gemeinsamen Geschichte.

Ein Freund, er ist Bauer, erzählte mir, wie er sich als junger Mann das Geld durch das Entfernen der Hörner bei Rindern verdiente. Er sägte sie ab, ohne einen Gedanken an Schmerz. Es war ihm so beigebracht worden. Gewalt ist ein Handwerk, ein in tausend Handgriffen und Abläufen beigebrachtes Handeln. Teil des Handwerks ist das Leugnen einer Beziehung. Wo eine Beziehung geleugnet wird, gibt es auch kein Fühlen, keinen Schmerz, keinen Trost. Bis eines Tages etwas übersprang. Das Kalb lag vor ihm, aus seinen Hörnern floss das Blut, noch hielt er das Brandeisen ins Feuer, das er gleich auf die Stümpfe drücken würde, um den Blutlauf zu stoppen. Er drückte das glutheiße Eisen auf die Wunde und plötzlich traf ihn ein Schmerz. Er empfand mit dem Tier. Der Blick des Kalbs erwischte ihn. Man kann auch sagen: Plötzlich war da sein Blick, der erwischt werden konnte.

Nicht nur im bäuerlichen Umfeld ist das menschliche Verhalten den Tieren gegenüber von abrupten Abbrüchen geprägt. Der unmittelbare Wechsel von Zuwendung in Gleichgültigkeit, von Zartheit in Grobheit, von Zärtlichkeit in Rohheit, von Bewunderung in Verachtung ist allgegenwärtig. Gewöhnlich bewerten wir

das als allgemein widersprüchliches Verhalten der Menschen im Umgang mit den Tieren. Aber es gründet in einem stets möglichen und legitimierte Leugnen einer vorhandenen Beziehung. Und es geschieht nicht aus dem individuellen Impuls eines Einzelnen heraus. Es ist ein kultiviertes Leugnen. Und es scheint mir, als sei dieses jederzeit und willkürlich heraustrennbare Verbindungsstück verantwortlich für die ganze Tragweite eines Unrechts, das den Tieren angetan wird. Für die Massentierhaltungen. Für das industrielle Töten. Für die Entbehren und die Einschränkungen, zu denen Tiere gezwungen werden. Für das Halten von Tieren zu medizinischen Zwecken.

Je mehr wir wissen, (was wir immer wussten), dass Tiere empfindsame, leidende, intelligente Wesen sind, die ein Recht auf die eigene Lebensentfaltung haben, umso weniger lässt sich das Unrecht leugnen. Oder auch: umso größer wird der äußere und innere Aufwand des Leugnens. Was sich an den Anlagen für Massentierhaltung zeigt, die fast unsichtbar und geduckt in die Gegend hineingebaut werden, um dem öffentlichen Blick zu entgehen. Auch ist der Zugang für Außenstehende in den meisten Fällen gesperrt. Immer schon führte das Leugnen auf uns selbst zurück und hatte stets auch Konsequenzen für uns. Auch das Leid. Denn mit den Tieren leiden auch wir. Und manches von dem, was wir ihnen verwehren, verwehren wir auch uns. Die Durchtrennung einer Verbindung geht mit einer Selbstbeschneidung einher, mit einer Abspaltung, die Theodor W. Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* beschreibt: «Die Konstitution des Selbst durchschneidet eben jenen fluktuierenden Zusammenhang mit der Natur, den das Opfer des Selbst herzustellen beansprucht.»¹³ Das ganze Opfer für ein Selbst, das vom Eigenen abgeschnitten ist. Und das beständig neue Opfer schafft. Am Tier, am eigenen Leben. An der Lebendigkeit.

An der Figur des klugen Odysseus hat Adorno die abgründigen Widersprüche der zivilisatorischen Zurichtung herausgestellt, das Barbarische, das ihr auf den Fersen folgt. Ein gewaltvoller Seelenzuschnitt, der für Adorno für immer besiegelt scheint.

Endgültig besiegelt ist die Geschichte jedoch nicht, wenn wir sie von den Tieren aus ansehen. Sie vergessen nicht. Tiere sind oft die Ersten, und oft sind sie die Letzten, die sich an uns erinnern, die uns daran erinnern, was uns verbindet. Mit ihrem körperlichen Bewusstsein tragen sie aus, was sie mit uns sonst noch erfahren haben. Zutrauen. Sanftmut. Geduld. Zartheit. Zärtlichkeit. Ausgelassenheit. Lebendigkeit. Liebe. Wir kennen all das von den Tieren. Und die Tiere kennen es von uns.

Eine Freundin erzählte mir von einer Begegnung mit einem Mann im Zug, der von seinen Hühnern sprach. Und er schloss seinen Bericht mit dem Satz: «Jedes Tier, das bei mir war, wurde geliebt.» Der Satz ist so simpel, dass man buchstäblich über ihn stolpert. Wir wissen, dass wir Tiere lieben. Es ist die Liebe, die wir auch bei ihnen zuverlässig finden. Sie nehmen sie in Empfang, und sie halten es aus, von uns geliebt zu werden. Nehmen unsere Liebe entgegen, einfacher oft, als Menschen es vermögen. Und häufig erhalten Tiere die Liebe, die wir als Menschen einander versagen.

Dass wir Tiere lieben, wird gerne als Kitsch abgetan. Mit einem Augenzwinkern versehen. Oder ironisch verbrämt. Auf dieselbe Ebene gerückt wie die Vorliebe zu Plüschtieren, die unsere Schreibtische und Wohnungen bevölkern. Wir wissen, dass es wahre Liebe ist, die Liebe zu den Tieren. In aller Demut eine Größe, die wir verteidigen sollten. Als etwas, das Lebendigkeit ausmacht.

Die Tiere werden damit niemals aufhören. Sie hören nicht auf, zu vertrauen. Sie hören nicht auf mit der Sanftmut. Sie werden nicht aufhören, sich zu erinnern, an uns. Sie hören damit einfach nicht auf.

Was Tiere sind, was sie bedeuten, und auch: was sie uns sagen, ist noch lange nicht in Worte gefasst. Ich glaube, wir stehen hier erst am Anfang. Am Anfang einer Sprache, die sich von einem gewaltvollen Erbe des Denkens über die Tiere allmählich löst.

Um auf Adorno zurückzukommen und die menschlichen Zurichtungen: Er hat mit den Tieren nicht gerechnet. Und er hat den Hund übersehen, Odysseus' Hund, der ihn bei dessen Heimkehr erkennt, der sich als Einziger nicht täuschen lässt. Die List, und zugleich die zwielichtige Zivilisationstechnik, die Adorno bei Odysseus ausmacht in der Taktik, sich unkenntlich zu machen, um überlegen zu sein, sie läuft beim Hund ins Leere. Und niemand, nicht einmal Odysseus selbst, konnte den Hund von seiner Treue abbringen.

¹ Antoine de Saint-Exupéry: *Der kleine Prinz*. Aus dem Französischen von Grete und Josef Leitgeb. Bad Salzig: Rauch 1950.

² In der biblischen Erzählung der Arche Noah, die den Neubeginn der Menschheitsgeschichte markiert, nehmen Tiere einen zentralen Raum ein. Wer auf der Arche Platz fand, war auserwählt und repräsentierte die Art, die fortbestehen sollte. Die Wahl traf Noah allein. Nach der Landung der Arche und der Entstehung von Kultur, führt die Erzählung weg vom «edlen Wilden», der tierähnliche Züge aufweist, edlen Gemüts ist und ohne Sprache, zu einem durch Sprache geprägten Kultur- und Menschenbild. Siehe auch: Patrick Stoffel: *Die Alpen. Wo die Natur zur Vernunft kam*. Göttingen: Wallstein 2018.

³ Die unermessliche Vielzahl der Arten, die mit dem Begriff «das Tier» auf einen Singular reduziert ist, stellt ein erstes Unrecht dar, wie Jacques Derrida bemerkt. J. Derrida: *Das Tier, das ich also bin*. Aus dem Französischen von Markus Sedlaczek. Wien: Passagen-Verlag 2010.

⁴ Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798). Hrsg. v. Reinhardt Brandt. Hamburg: Felix Meiner Verlag 2003. Immanuel Kant: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (1785), Stuttgart: Reclam 1986.

⁵ Nastassja Martin: *An das Wilde glauben*. Aus dem Französischen von Claudia Kallscheuer. Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2021.

⁶ Martha Nussbaum: *Gerechtigkeit für Tiere. Unsere kollektive Verantwortung*. Aus dem Englischen von Manfred Weltecke. Darmstadt: WBG Theiss 2023.

⁷ Jacques Derrida: *Das Tier, das ich also bin*. Aus dem Französischen von Markus Sedlaczek. Wien: Passagen-Verlag 2010.

⁸ Thomas Nagel: *What Is It Like to Be a Bat? Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?* Englisch/Deutsch. Hrsg. und aus dem Englischen übersetzt von Ulrich Diehl. Stuttgart: Reclam 2016.

⁹ Vilmos Csányi: *Wenn Hunde sprechen könnten. Verstand und Verstandesleistungen von Hunden*. Aus dem Englischen von Gisela Rau. Mürlenbach/Eifel: Kynos 2007.

¹⁰ Siehe auch: Raymond Coppinger, Mark Feinstein: *Die Ethologie der Hunde. Wissenschaftliche Grundlagen zum Verhalten*. Nerdlen: Kynos 2018.

¹¹ Marlen Haushofer: *Die Wand*. Gütersloh: S. Mohn 1963.

¹² Hubert Dreyfus/Charles Taylor: *Die Wiedergewinnung des Realismus*. Aus dem Englischen von Joachim Schulte. Berlin: Suhrkamp 2016.

¹³ Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1969. Eine ähnliche Interpretation wird übrigens angewandt im Versuch, die männlichen Gewaltverbrechen an Frauen begreifbar zu machen. Indem in der «Männlichkeit» niedergedrückt wird, was nicht ins Bild passt, muss notfalls vernichtet werden, was sich auf Augenhöhe dem männlichen zugeschnittenen Ich gegenüberstellt – und es möglicherweise sogar überragt.